

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 21 (1917)

Artikel: Heddy und Teddy

Autor: Trüeb, Albert Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

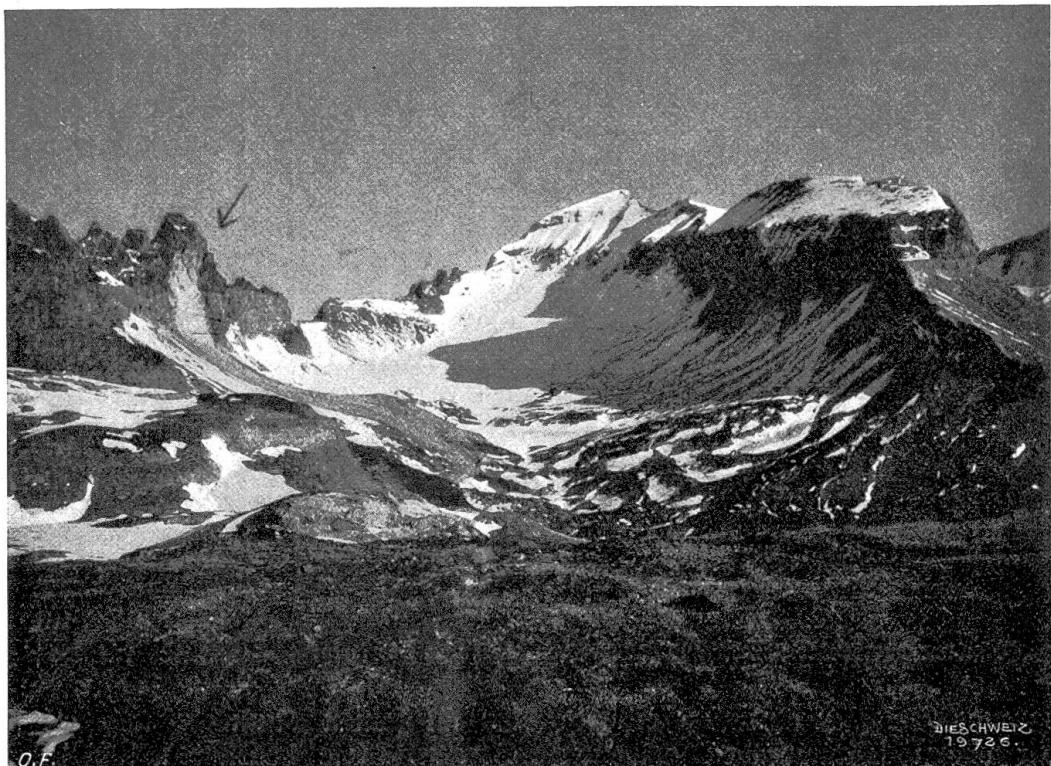
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die große Lücke am Segnespaß; links davon Gr. Tschingelhorn, rechts Piz Segnes und Piz Alas.
▼ Abbruchstelle des großen prähistorischen Bergsturzes mit frischem Abbruch und Schutt des kleinen Bergsturzes vom Oktober 1916.

Heddy und Teddy.

Skizze von Albert Heinrich Trüeb, Zürich.

Nachdruck verboten.

Teddy machte fürs Leben gern Seifenblasen. Das war sein größtes, sein allergrößtes Vergnügen. Wenn er Seifenwasser und sein schneeweißes Pfeifchen hatte, dann vergaß er alles — wirklich alles. Dann vergaß er seine Mutter und vergaß seine große schwarze Räze und die Sonne, die er alle gleich lieb hatte, wie er selbst sagte. Wenn es auch Gold geregnet hätte, ja Diamanten — oder der liebe Herrgott in eigener Person vorbeispaziert wäre, aller Aufwand wäre umsonst gewesen. Rein Ding der ganzen Erde und des Himmels hätte ihn jemals dazu bringen können, sein liebes Seifenblasenpfeifchen im Stiche zu lassen. Er hätte es ruhig weiter in die hellgelbe Seifenbrühe eingetaucht, es behutsam zwischen die kleinen Zähne geschoben und sich beileibe nicht stören lassen, hätte weiter Seifenblasen gemacht, nichts als Seifenblasen — nur Seifenblasen. Das war die größte Herrlichkeit, die er sich denken konnte. Dann fühlte er sich reicher als der reichste König

und glücklicher als die huntesten Schmetterlinge.

So saß der kleine Teddy eines schönen Tages wieder unter dem Fenster. Neben ihm stand ein großer Suppenteller, der bis zum Überfließen mit Seifenwasser gefüllt war. Mit heiliger Scheu betrachtete er die kostbare Flüssigkeit. Er konnte sein großes Glück noch gar nicht begreifen. Ein unsichtbares Etwas fesselte seine schmalen Hände, und sie zitterten erregt voll jubelnder Freude. Es war ein ganz seltsames, unbeschreibliches Gefühl, das ihn jedesmal packte. Ihm schien, als würde er wachsen, riesenschnell wachsen und sich umwandeln in eine große wunderbare Kirche, in der gerade Gottesdienst abgehalten wurde. Und die Sonne strömte in weichen Strahlen durch die bunten Glasscheiben hinein und bemalte die nackten Mauerpfiler mit ihrem lächelnden Licht. Nicht das geringste Stäubchen blieb unbeschont oder wurde verachtet. Die Sonne nahm ihm sein unscheinbares



Bündner Oberländer Bauernhaus am Weg von Glanz nach Obersaxen.

mausgraues Kleidchen ab und überdeckte es mit einem schimmernden goldenen Mantel. Er hörte die Orgel spielen. Sie tönte so herrlich und gewaltig, wie er es noch gar nie vernommen hatte. Und er selbst war auch in der Kirche; aber es war nur sein leerer Körper, der in der Menge stand — nur sein Körper. Seine Seele war ja aus ihm herausgewachsen und zur Kirche geworden. Das war ein so eigen-tümliches Gefühl, daß Teddy seine Augen fest schließen mußte, um sich nicht vor sich selbst zu fürchten. Dies alles erlebte er jedesmal, bevor er Seifenblasen zu machen begann. Auf solch wunderliche Weise drückte sich bei ihm die schrankenlose Freude aus. Aber das alles dauerte nur einige kurze Augenblicke, dann fuhr er jäh auf und fing an, seine Zauberfugeln zu fabrizieren. Dabei leuchtete und strahlte sein Gesicht, als wären Sonne und Mond miteinander aufgegangen. Und wenn dann vor seinen staunenden Augen recht viele farbige Kugeln tanzten, dann war er stolz und siegesbewußt, wie ein Künstler, der sein vollendetes Werk beschaut. So auch heute! Als er aber mitten in seinem Glück schwelgte und soeben an der schwierigen Arbeit war, die schönste und größte Kugel seinem Pfeifchen zu entlocken, da überraschten ihn plötzlich die Worte: „Machst du ungeschickte und farblose Kugeln, Teddy!“

Erstaunt und zugleich etwas erzürnt wandte sich Teddy um; wie scharfe Messerflügel waren die einzelnen Worte in sein Inneres gedrungen. Als bald aber kehrte das fröhliche Leuchten auf sein Antlitz zurück; denn vor ihm stand seine kleine Freundin Heddy. Er hatte sie wirklich lieb, und wenn seine Mutter zu viel Arbeit hatte, sein mohrschwarzer Rater auf Reisen war und die Sonne nicht schien, dann vertraute er

ihr all seinen Kummer und all seine Sorgen. Sie begrüßten sich herzlich, wie es kleine Freunde tun. Sie sahen sich unbefangen an und lachten einander zu. „Guten Tag, Teddy!“ „Guten Tag, Heddy!“ Dann sagte Teddy: „Ich mache Seifenblasen, und meine Mutter ist in die Stadt gegangen.“ Und Heddy antwortete: „Soo!“ Darauf fuhr Teddy fort: „Willst du zusehen, wie ich wundervolle Sonnenfugeln mache?“ Heddy gab ihm keine Antwort auf seine Frage, sondern sagte nur in wegwerfendem und gleichgültigem Tone: „Seifenfugeln willst du sagen!“ „Nein, Sonnenfugeln,“ verbesserte er seine kleine Freundin, „Sonnenfugeln!“ bestätigte er noch einmal, ohne unwillig zu werden. „Sonnenfugeln?“ flüsterte sie spöttisch. Sie schien sich mit diesem Ausdruck nicht befreunden zu können und nagte gelangweilt an ihrer Unterlippe.

Aber Teddy achtete es nicht. Er hörte und sah schon nichts mehr; denn nun war er wieder ganz in seinem Element. Schon hatte er die Pfeife zwischen den Lippen, schon wuchs eine schillernde Haut aus dem Pfeifentopf. Sie wurde immer größer und schöner, immer bunter und leuchtender und nahm langsam die Gestalt einer Kugel an. Bald war sie klar wie das Wasser einer Quelle, bald gelb wie die Sonnenblumen, bald dunkelgrün wie die Tannen, bald purpurrot wie die brennen-

den Abendwolken. Und jetzt kam das Schönste: die Kugel löste sich zaged vom Pfeifenrande los und schwebte mit königlicher Würde durchs Fenster ins Freie hinaus. „Siehst du nun meine Sonne? Siehst du, nun ist sie vollends aufgegangen,“ jubelte Teddy, „nun fliegt sie in den Himmel hinein!“

Aber Heddy verzog keine Miene, als wäre ihr kleiner Kopf aus starrem Marmor gemeißelt. Dann aber brach sie in ein schallendes Gelächter aus — die Seifenblase war zersprungen, und ein unscheinbarer Wassertropfen fiel auf die Straße hinunter. „Deine Sonne“ — das Lachen ersticke ihre feine Stimme — „deine Sonne — ist — zerplatzt!“ Die letzten Worte hatte sie nur mit Mühe hervorstoßen können, und schon lachte sie wieder, daß ihr Gesicht fast so dunkelrot wurde wie ihre dunklen Lippen. Aber es klang nicht mehr herzlich und froh, sondern es war ein fremdes hartherziges Lachen, das verlebender war als die bittersten Worte.

Teddy sah sie erstaunt und mit großen Augen an. Er konnte, wollte es gar nicht glauben, daß seine kleine Freundin das Heilige und Schöne nicht begreifen könnte. Seine Augen wurden noch größer und starrer, als sie leichtfertig sagte: „Du kannst überhaupt nichts; nicht einmal rechte Seifenblasen kannst du machen! Du bist wirklich dumm, ganz dumm! Nun will ich dir zeigen, was richtige Seifenblasen sind. Gib deine Pfeife her!“ Das alles sprudelte sie in einem Atemzug hervor und ahnte nicht, daß jedes Wort einem Rutenhiebe gleich. Teddy war so entsezt, daß er nicht die Kraft besaß, seine Lippen zu lösen, die er krampfhaft zusammengepreßt hatte. Aber dafür sprachen seine Augen und seine Hände: „Läß mir, was mir gehört!“ Heddy achtete dessen nicht. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war dahin gerichtet, wie sie das Pfeifchen in ihre Gewalt bringen könnte, um dem kleinen Teddy zu zeigen, um wieviel sie ihn an Geschicklichkeit überragte.

„Gib mir denn endlich deine Pfeife!“ verlangte sie in herrischem Tone. „Gib sie her!“ Teddy zögerte. In seinem Innern spürte er in diesem Augenblick einen Riß, als ob eine Saite gesprungen wäre. Sein Blut hästete unruhig durch die

Adern und trug mit sich die Feuerfunken des Zornes. „Gib jetzt einmal deine zerbrochene Pfeife, sei nicht so langweilig!“ fuhr Heddy fort, und zwar in einem Ton, der ein buntes Gemisch von ungeduldigem Betteln und unterdrücktem Ärger war. „Gib her!“ Teddy sah sie bittend und flehend an; denn wieder spürte er den gleichen tiefen Schmerz in seiner Brust. Tausend Gedanken stürmten auf ihn ein, aber für keinen einzigen fand er das richtige Wort; denn sie hatten sich gegenseitig verschlucht und zerfleischt, bevor er seine Lippen bewegen konnte. Er fühlte in sich nur den stählernen Drang, nicht nachzugeben, um nicht tun zu müssen, was ein Mädchen ihm befahl.

„Meine Pfeife ist gar nicht zerbrochen, und meine Mutter hat sie mir geschenkt,“ brachte er endlich mühsam heraus. Er hatte dies gar nicht sagen wollen; aber es war das einzige, was sich in Worte kleiden ließ. „Zerbrochen oder nicht zerbrochen, von Mutter oder Großmutter, das ist mir ganz einerlei!“ antwortete Heddy und blökte gierig und unverwandt auf seine Hände, die das Pfeifchen hielten. Und als sie sah, daß sich die kleinen Finger et-



Haus der „Getta Onda“ (Getta = Margarethe), der 1908 verstorbene Hundertjährige in Tidaz bei Glarus.

was lockerten, da sie müde geworden waren, griff sie blitzschnell darnach und entriß ihnen hinterlistig ihren kostbaren Schatz. Teddy wehrte sich nicht; denn als ihn die heißen räuberischen Finger berührt hatten, brach sein Wille zusammen und fiel auseinander wie zersprungenes Glas. Doch in den Scherben lag auch der Zorn; denn nun stand nicht mehr seine kleine Heddy, seine traute Freundin, vor ihm, sondern ein völlig fremdes, wildfremdes Mädchen. Und wenn fremde Menschen uns verlecken, erwecken sie nicht den Zorn, sondern die Verachtung mit ihrem grauen Gefolge.

„Gib mir den Teller etwas näher,“ fuhr Heddy fort, „den Teller, sonst kann ich keine Seifenblasen machen!“ Aber Teddy rührte sich nicht, afschaul starzte er zu Boden. Nun rückte Heddy selbst den Teller näher zu sich heran, tauchte behutsam den Pfeifentopf in die dickflüssige Seifenbrühe und begann das Kunstwerk zu versuchen. Und wirklich, die Seifenblasen wurden größer! Und wirklich, sie wurden schöner, herrlicher und leuchtender! Sie waren klarer als der Kristall, gelber als Gold, grüner als Smaragd und purpurner als schwerer Wein.

Heddy sagte kein Wort; aber in ihren hochmütigen Mienen stand der ganze Triumph geschrieben, den sie in sich trug. Sie dachte bei sich: Teddy ist wirklich dumm; ich kann viel schönere Seifenblasen machen. Er sollte überhaupt nicht Dinge versuchen, die er nicht kann. Schon die erste war viel größer und farbiger als seine unscheinbaren farblosen Sonnenfugeln. O, ich bin viel flüger, viel reicher als er ... Dies alles dachte sie nur; aber Teddy fühlte es, und seine Seele zitterte, wie Blumen, die von schmutzigen Kinderhänden gepflückt und dann fortgeworfen werden. So bitter schmerzten diese lauten Gedanken; denn wieder stand seine kleine Freundin vor ihm und nicht mehr jener fremde Mensch, der ihm seinen Willen geraubt und zerbrochen hatte. Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn. Er sah nun wirklich ein, daß er nicht einmal richtige Seifenblasen machen könne. Und er hatte doch eine solch große Freude daran gehabt und felsenfest geglaubt, daß sie schöne, wirklich schöne Sonnen seien. Er hätte

laut weinen können; aber diesen Triumph sollte seine hartherzige Heddy nicht auch feiern können. Er wollte stark sein, stärker als sie. Sie durfte ihn nicht weinen sehen. So erstarrten die scheuen Tränen in seinen Augen und gaben ihnen einen seltsamen, geheimnisvollen Zauber, daß sie schöner und unergründlicher waren als die Sterne der tiefsten Nacht.

Endlich war Heddy des Spielens müde, und überdies war fast alles Seifenwasser in Leuchtfugeln umgewandelt. Da stand sie hastig auf und sagte: „Nun muß ich aber wieder gehen. Wir haben es doch noch ganz lustig zusammen gehabt. Leb wohl, Teddy!“ Teddy gab ihr seine Hand, ohne zu wissen, daß er es tat. „Sieh mich doch an,“ sagte sie treuherzig, als er ihren Augen auswich, weil er sie hafte wie jenen groben Schulkameraden, der einmal seine Mutter verspottet hatte. „Du brauchst dich doch nicht vor mir zu schämen, da ich solch prächtige Sonnenfugeln machen kann und du nicht!“ Das waren ihre letzten Worte. Darauf winkte sie ihm noch einmal freundlich zu und schritt stolz wie eine Siegerin zur Türe hinaus. Draußen aber blieb sie noch ein Weilchen unschlüssig stehen. Sie wußte nicht, ob sie gehen sollte oder nicht. Es war ihr, als ob sie etwas vergessen oder verloren hätte. Ein herbes, quälendes Gefühl stieg in ihr auf — und eine leise Stimme fragte sie an und machte ihr bittere Vorwürfe. Sollte sie nochmals zurückgehen? Sollte sie ihn um Verzeihung bitten? Nein, das ging nicht! Sie hatte ihn ja nicht verlecken wollen. Sollte sie ihn aber trösten und ihm sagen: Vielleicht kannst du auch einmal solch schöne Seifenblasen machen wie ich; jetzt aber mußt du noch etwas Geduld haben ... Doch warum auch diese vielen Worte; sie glaubte ja selbst nicht, was sie eben dachte. Und warum noch lügen, um den kleinen Teddy froh zu machen? Das hatte ja gar keinen Wert! Das war ihre letzte Überlegung, und darauf ging sie fort. Sie schllich aber kleinmütig die Treppen hinunter, leise und traurig, als ob ein Schwerkranker im Hause schlafen würde.

Raum waren ihre Schritte verklungen, da brach in Teddys Brust die unterdrückte Verzweiflung aus. Sie war heftig und aufflammend wie eine Feuergarbe. Und

plötzlich war es ihm, als würde er wieder wachsen; aber diesmal wurde seine Seele keine heilige Kirche, sondern ein großer dunkler Kerker, der mit grauen und starken Eisenstäben vergittert war. Da vergaß er sich selbst. Er packte seine Schneeweize Pfeife und schleuderte sie zu Boden, daß

sie in tausend Stücke zersprang. Dann warf er sich stöhnen über die kleinen Scherben und vergrub seinen Kopf tief in die schmalen Hände. Und leise schluchzte er vor sich hin: „Nun kann ich nie mehr eine große, heilige Kirche werden — nie mehr ...“

† Albert Geßler.

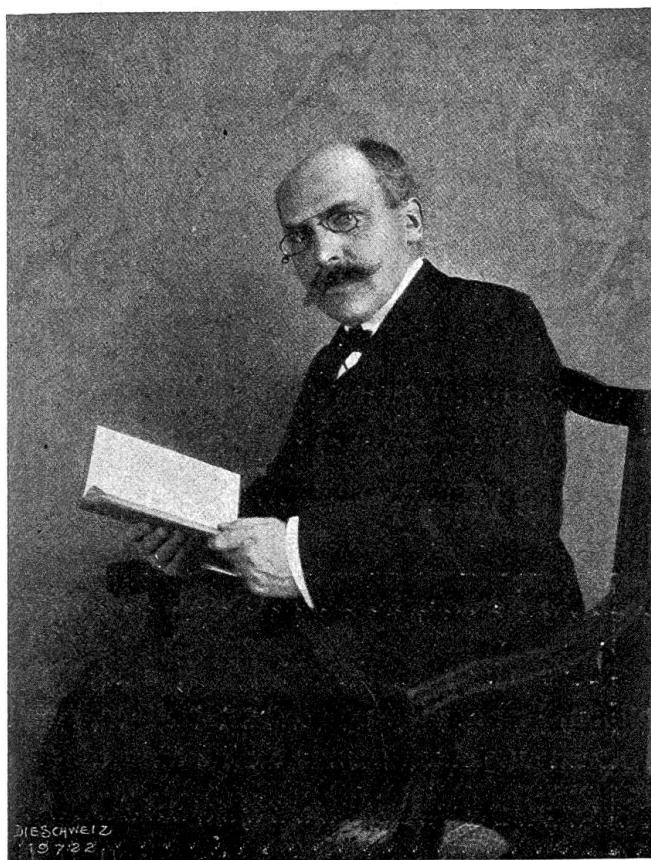
(7. April 1862 bis 26. November 1916).

Mit Bildnis.

Am 26. November starb in Arlesheim bei Basel Professor Dr. Albert Geßler, gewesener Gymnasiallehrer und außerordentlicher Professor der deutschen Literatur an der Universität Basel.

Albert Geßler ist während fast drei Dezennien eine markante Figur im Leben seiner Vaterstadt Basel, für die er eine treue Unabhängigkeit zeigte, gewesen. Diese Tatsache war nicht nur durch seine Stellung als Lehrer am Gymnasium, als Professor an der Universität, als Literatur-, Theater- und Kunstkritiker der „Nationalzeitung“ und Mitglied verschiedener Kunstkommissionen bestimmt, sondern vor allem durch sein Wesen selbst. Aus dem kräftigen, schlicht gebliebenen Bürgertum, dem er entstammte, hatte er die ihm eigentümliche Frische und Energie, die Lust zum Wirken mitgebracht. Seine echt baslerische Fähigkeit zum scharfen Witz mochte sich im geistigen Wettkampf mit Leuten, die vielleicht von der Kunst äußerlicher Verhältnisse bevorzugter waren, wie eine Waffe geschärft haben. Die stark geistige Atmosphäre, die Basel auszeichnet, hatte den Jüngling, den Studenten umgeben; in Jakob Burckhardt, der als Lehrer und persönlich auf ihn wirkte, verkörperte sich dieser Einfluß am stärksten. So trat Geßler in Basels öffentliches Leben, ausgerüstet mit angeborener, gesunder Tatkraft, mit einem Anreiz zu Witz und Widerspruch, den die Verhältnisse befördert hatten, und die klare lebhafte Intelligenz geschult in jenem klassischen Geist, der in den alten Jakob Burckhardt-Schülern als richtunggebend wahrgenommen ist.

Im Jahr 1890 wurde der achtundzwanzigjährige, der sein Staatsexamen mit Auszeichnung absolviert und einen Aufenthalt in Paris zu kunstgeschichtlichen Studien ausgenutzt hatte, als Lehrer für Deutsch, Englisch und Geschichte an das Untergymnasium in Basel berufen. Zwei Jahre später erfolgte seine Anstellung am Obergymnasium. Nicht wenige seiner Schüler verdanken dem lebhaften, begeisterungsfähigen und Begeisterung weckenden Lehrer die Liebe zur deutschen Dichtung, die ihnen ein Schatz fürs Leben geblieben ist. Sein temperamentvolles Wesen auch als Lehrer erweckte ihm treue Anhänger und andernteils Widersprüchige.



DIESCHWEIZ
19722

† Professor Dr. Albert Geßler (1862-1916).
Phot. G. Dietschy & M. Sandreuter, Basel.